

Textauszug aus „Mein Leben mit Martha“ von Martina Bergmann

Wir fahren also in ein Schnellrestaurant bei uns in der Nachbarschaft, immerhin mit Tischen und Stühlen. Martha isst eine Currywurst und Pommes rot. Sie schleckt sich die Finger ab, trinkt Fanta und isst ein Kindereis. Die ganze Oma klebt und strahlt und stößt kurz auf.

Dezentes-Rülpsen. Sie haben dort leider keinen Adventskranz, aber so ein Silberzeug mit ein paar Kerzen drin. Martha bearbeitet es gründlich, während ich gegrilltes Lamm mit Bohnen und Tomaten esse. Schmeckt auch sehr gut. Als ich bezahle, gebe ich fünf Euro extra für neues Silberzeug. Es hat Spuren von Currysauce, und das muss ja nicht sein.

"Nein, nein", der Wirt winkt ab. "Ich kann sie so gut leiden, sie kam früher öfter, allein. Und ich hatte schlimme Sachen gehört. Ich freue mich, wenn sie fröhlich ist."

Ich sage nichts, ich denke, oh, oh, oh. Ich weiß nun, was der Richter sagen wollte. Kaum ist Heinrich unter der Erde, geht das Theater los. Aber ich will mich heute nicht damit beschäftigen.

"Kann ich ein Sparfach haben?", frage ich den Wirt. "Ich tu auch sofort zehn Euro rein." Der Sparkasten ist so eine ostwestfälische Einrichtung. Ein Blechkasten mit lauter kleinen Fächern, in die die Gäste Geldscheine schieben. Einmal im Jahr ist Sparfest. Dann werden die Fächer aufgeschlossen, und man isst und trinkt zusammen. Rituale und Verfahrensweisen, die in sich sinnstiftend sind.

"Alle, jederzeit", sagt er. "Wenn du Hilfe brauchst, bin ich hier."

Ich umarme ihn. Das ist sonst nicht meine Art, ich bin körperlich distanziert. Aber ich bin ihm so dankbar in dem Moment. Er drückt erst mich und dann Martha. *Nahrhafte Menschen*, denke ich. *Nahrhafte Menschen sind meistens sehr in Ordnung*.

Wir fahren nach Hause, Martha rülpsst noch einmal verhalten und fällt direkt ins Bett. Ich ziehe ihr das Teddyplüsch-Ding irgendwie aus, streife die Schuhe ab und lasse sie schnarchen.

Martha begleitet mich gern, das ist kein Problem für sie. Aber ich kann sie nicht überallhin mitnehmen. Sie hat zum Beispiel beim Steuerberater einfach nichts zu suchen, und manchmal bin ich auch in Eile. Alles mit Martha aber dauert. Sie läuft zwar wieselflink, ich muss, anders als bei Heinrich, für sie nicht langsamer gehen oder innehalten. Aber Martha ist sehr interessiert. Sie hält stets Ausschau nach reizvollen Dingen, sieht sich gern um. Wenn ihr eine schöne Blume begegnet oder jetzt, im späten Herbst, ein bunt gefärbtes Blatt, das auf der Erde liegt, dann bleibt sie stehen. Besieht das Blatt, überlegt, bückt sich, hebt es auf. Verstaut es in ihrer Jackentasche, aber nicht, ohne es sorgfältig in ein Stofftaschentuch gewickelt zu haben. Auch Federn, marmorierte Steine und bunte Scherben finden ihr Interesse. Sie spiegelt sich in einer Pfütze, und in einer Pfütze mit Ölschlieren sieht sie anders aus als in dem normalen Regenwasser, das sich bei uns zu Hause in der blauen Tonne sammelt.

Die ganze Welt tut sich ihr auf, wenn Martha gerade will. Und dann steh ich da. Und muss doch weiter, muss die Post einwerfen, ein Manuskript fertig schreiben, Clara ablösen, muss aufs Klo oder zum Frisör.

"Ach", sagt Martha, "schau mal, die da oben. Die weißen."

"Wolken."

"Ja, diese Wolken. Die unterhalten sich. Siehst du den da, den kleinen. Der ist ganz frech, der macht immer blöde Witze. Und dieser, das ist die Mama-Wolke. Die sagt zu ihm: ..."

"Martha, wir müssen weiter. Wir können nachher noch die Wolken ansehen."

"Du kannst gern gehen, aber ich bleibe jetzt hier."

Ich stelle mir vor, dass ich Martha an dem Ort sich selbst überlasse. Der Parkplatz eines Einkaufszentrums. Supermarkt, Getränkeladen, ein Drogeriegeschäft und eine Pommes-Bude. Martha hätte keine Schwierigkeiten, wenn ich sagte, ich gehe jetzt mal weg und komme in einer Stunde wieder. Sie würde, denke ich, zunächst weiter den Wolken folgen. Würde sich

dann dem kleinen Unterstand für die Einkaufswagen zuwenden und einigen Passanten dabei zusehen, wie sie eine Münze oder ihr Pfandstück oben in den Wagen stecken, die Kette lösen, den Wagen davonschieben. Freundlich vertieft würde sie dort stehen, den Kopf leicht schief, die Hände hinter dem Rücken.

"Wie ein Pinguin", hatte Heinrich dazu gesagt, "ein träumender Pinguin".

Mein Bild war stets das der Elfe gewesen, einer ziemlich wilden Elfe. An der Bildoberfläche niedlich, bei näherer Betrachtung von knisterndem Temperament.

Martha würde vermutlich selbst ausprobieren, einen Einkaufswagen auszulösen, würde eine Münze in ihrer Tasche suchen, sie auch finden, aber keine in der passenden Größe. Sie würde zehn Cent in den Wagen stecken, der sich davon nicht lösen kann, würde herumruckeln und zu schimpfen beginnen. Sie würde irgendjemand auffallen, der sie ansprache, um Hilfe anzubieten. Spätestens an der Stelle käme es zu einem Tumult.

"Wer ist dieser Hilfe?", würde sie fragen, "gibt's den nicht als Frau?" und würde, die irritierten Blicke lässig ignorierend, davongehen und zielsicher den Imbiss ansteuern. Sie würde dort *solche Solchen* bestellen, *die Gelben mit Rot*, und ziemlich wahrscheinlich Pommes mit Ketchup erhalten. Entweder, die Imbissleute würden von sich aus darauf kommen, oder Martha würde auf der Karte ein Bild suchen. In Pommes-Buden hängt die Speisekarte oft oben über den Fritteusen, habe ich gelernt. Deswegen geht Martha lieber in den Imbiss als ins Restaurant. Logisch. Sie säße dann jedenfalls dort und würde manierlich ihre Kartoffelstäbchen sortieren, der Länge nach, in Ketchup tunken, sie eins nach dem anderen verzehren und sich am Schluss die Finger an der Serviette abwischen. Sie würde sich darauf verlassen, dass ich spätestens dann wieder da wäre, um sie abzuholen. Oder sie würde darum bitten, mich anzurufen.

Sie hat Visitenkarten von mir dabei, aus der Buchhandlung. Es sind keine aktuellen, sondern Reste meiner ersten Garnitur. Darauf bin ich zu sehen, und die funktionieren jetzt nicht mehr, weil wir inzwischen Mitarbeiter haben. Für Martha sind sie perfekt, denn mein Bild erkennt

sie immer. Sie würde also in dem Imbiss zur Kasse gehen, meine Karte vorzeigen und höflich darum bitten, dass die Frau dort angerufen würde. Zu der gehöre sie.

Martha weiß sich zu helfen, das habe ich in den letzten Jahren gelernt. Und sie hat diese Fähigkeit nach Heinrichs Tod auch nicht verloren, fällt mir auf. Eher, dass sie selbständiger geworden ist, etwas präsenter. Als täte es ihr gut, nur noch für sich selber Sorge zu tragen und nicht für Heinrich mitzudenken.

Es geht mir selbst nicht anders. Ich merke in diesem ersten Vierteljahr nach Heinrichs Tod eine solche Erleichterung, ich fühle mich so anders, dass ich auf die Waage steige.

Abgenommen? Nein, eher zu. Das viele Eis im Krankenhaus mit Martha. Es muss eine andere Leichtigkeit sein, die Martha und mich beide aufnimmt.

Der Tod, überlege ich, vielleicht die Ferne des Todes. Man merkt es, wenn einer stirbt, wenn ein Leben endet. Das ist schwer, in einem irdischen Sinn. Da steigt nichts auf, zumindest nicht, solange einer nicht gestorben ist. Dann, danach: Es heißt doch bei der Kirche, dass die Seele zu Gott geht. Die Bibelsprache, das merke ich einmal mehr, ist so poetisch wie präzise. Schönes Deutsch. Sie betrifft auch Martha und mich. Wir möchten ja gern weiterleben, und dass kein Moribunder mehr in unserer Mitte ist, das merken wir nun beide.

Die erleichterte Martha also, mein persönliches Wölkchen, schwebt weiter auf Supermarkt-Parkplätzen und Spazierwegen herum, und mir läuft die Zeit davon. Ich muss es irgendwie lösen.

"Tagespflege", sagt meine Mutter, "schau dir so was mal an. Da gibt es schöne Einrichtungen. Die alten Menschen sind tagsüber nicht allein, und dass mal jemand vom Fach darauf schaut, ist auch nicht verkehrt. Demenz ist eine zarte Krankheit, das Gehirn ist so sensibel. Besser eine Meinung mehr, das schadet nicht."

Ich bin nicht überzeugt, ich stelle mir Martha in einem Kindergarten für Omas vor. Ich sehe viele kleine alte Mädchen mit weißen Haaren. Alle ordentlich bezopft, pastellfarbene

Twinsets, dezentes Parfüm. Und Martha, der Rockstar mit den Glitzerschuh. Ich bin nicht sicher, ob das funktioniert.